Polem. 2515t

Polem. 2515 t J. F. hz. Schwaben.

<36608285420010

<36608285420010

Bayer. St

Briefe

über

das Verhalten des Predigtamts

gegen die,

welche Christum in der Wüste suchen,

an

einen Freund

gerichtet

von

D. Johann Friedrich Heinrich Schwabe,

Superintend. und Oberpfarrer zu Neustadt an der Orla.

Neustadt an der Orla,

bei Johann Karl Gottfried Wagner.

1822.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Der Mysticismus der neuesten Zeit, so verwerflich er im Allgemeinen seyn mag, tritt doch hie und da in einer so ehrwürdigen Gestalt ins Leben, und zählt unter seinen Anhängern so fromme Gemüther, daß dem öffentlichen Religionslehrer, der diese Erscheinung in seiner Gemeinde findet, in Bestreitung desselben gewiß die höchste Vorsicht anzurathen, und eine Behutsamkeit und Schonung zu empfehlen ist, welche das ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ sich zum höchsten Grundgesetz der Amtsführung macht. Es gilt hier die Bewahrung des Höchsten, was der Religionslehrer im Auge behalten soll, nämlich des reli-

größen Sinnes, der sich über das gemeine Leben erhebend den Grund alles Seyns in einer übersinnlichen Endursache in Gott findet; und doch zugleich die Bezähmung desselben, damit nicht die Menschheit, mit ihrer Vernunft und Wirksamkeit, rein in Nichts verschwinde. Hiezu gehört nun aber auf der einen Seite ein frommes Gemüth, das sich seiner Abhängigkeit von Gott bewußt bleibt, und Gotte giebt, was Gottes ist; auf der andern Seite aber auch ein lichter Blick in des Menschen eigene Bestimmung, Würde und Kraft. Beides, Gottes- und Menschenkenntniß, am schönsten vereint findet sich im Christenthume; darum ist Jesus als Heiland der Menschen zu preißen, weil er das Band, die Brücke gefunden, auf welcher Gott und Menschen sich begegnen, weil er das Verhältniß richtig zu bestimmen wußte, welches zwischen dem Ewigen und dem Vergängli-

chen, dem Vollendeten und dem Werdenden statt findet. Dieses Christenthum in seiner Wahrheit und Tiefe zu erforschen, und das Erforschte klar und befriedigend der Gemeinde wiederzugeben; dieß ist nun die herrliche, aber allerdings schwierige Aufgabe des Religionslehrers. Am schwierigsten muß sie ihm dann werden, wenn die Gemeinde jene seelige Mitte verloren hat, wo Wissen und Gefühl in dem Glauben zusammenfällt, und sich in den Extremen gefällt, wo man entweder alles wissen will, und zum Unglauben sich gesteigert hat, oder alles fühlen will, und im Aberglauben versunken ist. Und dieß ist eben jetzt unser Fall. Der Glaube ist bei Vielen gewichen, Unglaube und Aberglaube haben Platz gefaßt. Diese nun wieder zu verdrängen, und den Glauben in den verlornen Besitz zurückzuführen versucht sich der bessere Geist auf mancherlei Weise; aber gewiß nicht ohne

die Gefahr, indem er das eine Extrem bestreitet, eben dadurch dem andern das Wort zu reden; und so sich selbst zu widerstreben.

Namentlich ist dieß wohl geschehen, und geschieht täglich, wenn die Bestreiter des Mysticismus mit Waffen kämpfen, die der besonnene Christ so gefährlich findet, als den Mysticismus selbst; und das Evangelium verleugnen, das doch allein jene Kraft Gottes enthält, welche selig macht, und sich bewährt hat als nütze zur Lehre, Strafe, Besserung.

Diese Betrachtung hat den nachfolgenden Versuch veranlaßt, der sich vorgenommen hat zur Friedensstiftung zwischen den Mystikern, die alles von Gott, und den Rationalisten, die alles von sich selbst erwarten, beizutragen, indem er den wahren Sinn dessen, den die Schrift unsern Frieden nennt, zu entwickeln, sich zur Aufgabe gemacht hat.

Es wird dem Kennerblicke nicht entgehen, daß auch eine äußere Veranlassung hiezu mitwirkte. Diese Briefe sind nämlich nicht bloß imaginirte, sie sind, der Hauptsache nach, wirklich geschriebene, mitgetheilte Pastoralschriften eines Freundes an einen Freund, ein Austausch der Ideen über einen Gegenstand, der in der Wirklichkeit vorhanden, und in bestimmter Aeußerung ins Leben getreten war. Manche Andeutungen, Auseinandersetzungen, Zurechtweisungen beziehen sich auf eine Vorlage, die von Außen gegeben war; werden aber auch, ohne diese Vorlage näher zu bezeichnen, verständlich seyn.

Die Ueberzeugung, daß diese Briefe ein wahres Christenthum enthalten, und die Hoffnung, daß die darinne ausgesprochnen Ideen auch anderswo zur fruchtbaren Anwendung kommen können, hat den Unterzeichneten bewogen sie dem Drucke zu übergeben, und sie seinen sämmt-

lichen evangelischen Amtsbrüdern zu widmen. Es hat dabei die Ansicht vorgewaltet, daß, wenn auch nicht der theoretischen Religionslehre, doch der Pastoraltheologie hierdurch ein vielleicht nicht ganz verwerflicher Dienst geleistet werden sollte.

Neustadt a. d. O. d. 9. Febr. 1822.

D. Schwabe.

Wenn sie zu euch sagen werden: „Siehe er ist in der Wüsten!“ so gehet nicht hinaus.
Matth. 24, 26.

Erster Brief.

Herzlichen Dank, verehrter Freund, für die gütige Mittheilung einer Schrift, welche den Glauben einiger achtbaren Glieder Ihrer Gemeinde auf eine Weise ausspricht, die jedes religiöse Gemüth ehren muß. Es ist nicht bloß der Scharfsinn, die ungemeine Bibelkenntniß, die geübte Darstellungsgabe; es ist vielmehr der lebendige Eifer für das Reich Gottes, der mich darinnen anspricht, zugleich aber auch bewegt meine Feder zu einer Widerlegung der darinnen aufgestellten Ansichten zu ergreifen, da diese Ansichten, trotz der bereits gerühmten innern und äußern Eigenschaften der mir mitgetheilten Schrift ganz gewiß — so weit es für die Menschen Gewißheit giebt — falsch sind.

Und diese Bemühung jene Ansichten zu berichtigen darf ich um so weniger für verloren achten, da die Gegner, die ich mir wäh-

le, so viele Endpuncte darbieten, an welche sich diese Berichtigung anknüpfen läßt; so viele Uebereinstimmung mit dem, wie es mir erscheint, wahren Christenthume zeigen, daß es sich nicht nur der Mühe lohnen dürfte, den Versuch zu wagen, sie für die — ich rede nach meiner Einsicht — heilsame Lehre zu gewinnen, sondern auch alle Hoffnung da ist, daß dieser Versuch von glücklichem Erfolge seyn werde.

Also zur Sache!

Der Haupt- und Grundfehler, das πρῶτον ψεῦδος scheint mir darinne zu liegen, daß die religiösen Ueberzeugungen der Gegner (ich will, da ich keinen bezeichnendern Ausdruck finde, mich mit diesem allgemeinen begnügen) nicht in Zusammenhang und Ordnung gebracht sind, und daher in einer Mischung wahrer und unwahrer Sätze bestehend kein Gebäude aufführen lassen, in dem man sicher wohnen könnte. Ihr System, wenn ein Aggregat von mancherlei unverbundenen Materialien so heißen kann, ist ein Epos, von dem die Regel gilt: in medias res rapit, es ist nicht Wissenschaft, nicht Kunst, sondern Poesie, welche sich in die Luft erhebt, ohne einen sichern Grund auf der Erde zu

haben. Daher schweben sie überall ohne Haltung, sie sind auf einer schwindelnden Höhe, wohin sie nicht gestiegen, sondern geflogen sind. Ich nenne das Christum in der Wüste suchen, in einer Höhe, wohin der natürliche Mensch nicht folgt, in einer Einöde, wo es dem gesunden Menschensinne an Nahrung gebricht; auf den Flügeln des Dädalus, die in jedem Augenblicke das unglückliche Schicksal des Icarus fürchten lassen. Die Wissenschaft fliegt nicht, sie steigt empor; sie geht nicht vorwärts, ohne den Grund befestigt zu haben, auf welchem sie weiter baut. Auch die Religionswissenschaft hält diese Weise. Daher geht sie von der Frage aus: Was ist Religion? Da sich in der Beantwortung ergiebt, daß sie subjective die Ueberzeugung, objective die Lehre von dem Verhältnisse des Menschen zu Gott ist; so fragt sie weiter: Was ist Gott? (Theologie) Was ist der Mensch? (Anthropologie) In welchem Verhältnisse stehen beide zu einander? (Soterologie, Heilsordnung) Oder: was verlangt Gott von uns? (Moral, die Lehre von der Liebe) und: was verheißt er uns? (Eudämonologie, Glückse-

ligkeitslehre, die Lehre von der Hoffnung.) So bilden Glaube, Liebe, Hoffnung — in steter Beziehung auf die drei geistigen Kräfte des Menschen, zu denken, zu wollen, zu fühlen — den Cyclus der religiösen Ueberzeugung im Innern des Menschen, so sind sie die Gegenstände der Religionslehre, so fern sie ausgesprochen werden kann, in Schrift und Sprache. So ist die Religionslehre nicht nur Anweisung zum richtigen Denken über Gott und Göttliches, sondern sie veredelt auch den Willen, sie beseeligt das Herz.

In diesem geordneten Zusammenhange erhält jeder Lehrsatz erst seine wahre Bedeutung; in diesem Zusammenhange allein können auch die geoffenbarten Religionssätze Leben und Geltung gewinnen, was sie außer demselben nie haben; denn jede Offenbarung, wenn es eine solche giebt, kann ja doch nur Materialien gewähren, die nur dem dienen, der damit zu bauen versteht; indem die Nutzbarkeit des einzelnen Baustücks doch nur erst dann einleuchten kann, wenn es an dem Orte, und in der Zusammenfügung betrachtet wird, zu der es bestimmt ist.

Und diesen Zusammenhang der Ideen ent-

wehren unsere Gegner, ja aus vorliegender, mir mitgetheilter Schrift ergiebt sich sogar eine Geringschätzung aller wissenschaftlichen Anordnung, sie meinen die Materie ohne Form auffassen zu können. Sie haben Holz und Steine angefahren, und sind in dem Irrthume befangen, diese Materialien seyen ein Haus, oder es werde sich doch ohne Handanlegung aus denselben ein Haus gestalten; und so wohnen sie unter den ungefügten Massen, welche ihre Einbildungskraft für Schlösser und Prunksääle ansieht.

Versuchen wir sie für das Bessere zu gewinnen, so muß, meine ich, diese Bekehrung davon ausgehen, daß man ihnen begreiflich mache, daß überhaupt keine Religion gesucht oder gefunden werden könne, so lange man sich selbst die Frage noch nicht gelöst hat: Was ist Religion? Und sodann wird es leicht seyn sie zu überführen, daß in der Beantwortung jener Frage die Theile der Religionslehre schon ganz entwickelt vorliegen, und zu einer Gestaltung derselben dringend auffordern. Dann, wenn sie, wie zu erwarten, die Nothwendigkeit, oder doch die Nützlichkeit einer solchen Gestaltung uns zugegeben haben,

so ist damit nicht nur formaliter ein Leitfaden gewonnen, an welchen wir unsere fernern Berichtigungen anzuknüpfen im Stande sind, sondern es ist auch — und dieß ist nicht wenig — materialiter der Vernunftgebrauch gerettet, d. h. eingeräumt, daß die Vernunft in religiöser Beziehung doch auch etwas gilt, und sie selbst durch eine höhere Offenbarung keinesweges entbehrlich gemacht wird, und noch viel weniger mit einer solchen im Widerspruche stehen könne.

Ehe wir jedoch weiter gehen, und die Rechte der Vernunft im Bezug auf eine gegebene Offenbarung, und ihre Resultate würdigen, müssen wir auch hier die Frage: „Was wir uns unter einer Offenbarung denken?“ wenigstens berühren, wenn es auch hier nicht der Platz seyn dürfte, eine weitere Offenbarungstheorie aufzustellen. Wir müssen nämlich auch über diese Frage mit unsern Gegnern einig werden; da aus der vorliegenden Mittheilung hervorgeht, daß ihre Ansichten keinesweges von der Art sind, daß wir ihnen unbedingt beitreten könnten. Eine Offenbarung ist — darüber sind alle einig — eine Mittheilung vorher unerkannter Wahr-

heiten durch Einwirkung oder Veranstaltung der Gottheit selbst. Aber wie die Gottheit einwirke, das ist der Streitpunct, der so viele Köpfe und Federn schon beschäftigt hat, und noch beschäftigt; dieß ist das Object, über welches unsere Theologen sich nicht vereinigen können. Die eine Parthei behauptet eine unmittelbare, die andere will nur eine mittelbare Offenbarung zugeben. Unmittelbar nennt man eine Offenbarung, die mit Uebergehung der gewöhnlichen Mittel und Wege, durch und auf welchen Gott für die Menschen sorgt, auf eine außerordentliche, die Naturkräfte übersteigende, Weise irgend etwas kund gemacht, d. h. zur Wissenschaft der Menschen gebracht hat, was diese entweder nie, oder doch nur sehr spät erkannt haben würden. Das Mittel der Offenbarung wäre also ein Wunder (ein Ereigniß, das über alle Naturkräfte geht) das Resultat, ein Geheimniß, (was für uns entweder gar nicht erkennbar ist, oder doch unerkannt geblieben wäre.) Wunder und Geheimnisse sind also eigentlich die Streitobjecte, die derjenige, welcher nur eine mittelbare Offenbarung annehmen zu können glaubt, aus dem Wege

zu räumen hat. **Mittelbar** nennen wir nämlich eine Offenbarung, in welcher Gott auf dem natürlichen Wege, durch das medium unserer Vernunft, uns Erkenntnisse zuführt, die uns zum Heile zu wissen nöthig sind. Der Anblick der Natur, die Verknüpfung der Umstände im Menschenleben, der natürliche Gang der Ausbildung ganzer Völker und einzelner Menschen — das sind die Mittel, durch welche Gott zu uns spricht. Nicht durch wunderbare Acte, nicht durch ein willkührliches Eingreifen in das Räderwerk der großen Weltenuhr, sondern durch ewige, unabänderliche Einrichtungen hat Gott für die intellectuelle und moralische Ausbildung des Menschengeschlechts gesorgt; und so ist seine Vorsehung zwar allerdings eine specialissima, doch nicht miraculosa, d. h. sie umfaßt Alles, auch das Kleinste, insbesondere alles Menschliche, durch ihre von Ewigkeit her getroffenen Einrichtungen, ohne je nöthig zu haben, außerordentlich in den Gang der Dinge einschreiten zu müssen. Ein solches Einschreiten hält die Parthei, die nur eine mittelbare Offenbarung zugiebt, der Gottheit für unanständig; indem jedes Nachbessern, jede

außer-

außerordentliche Nachhülfe eine Mangelhaftigkeit der ersten Einrichtung voraussetze, was ohne Gotteslästerung, nicht einmal gedacht werden kann. Das Ergebniß einer Offenbarung kann demnach auch nie ein Geheimniß, d. h. so etwas seyn, was auf natürlichem Wege nie erkennbar wäre, sondern nur etwas bisher Unbekanntes, was aber die Zeit und ihre Hülfsmittel wohl klar machen können und werden.

In beiden Fällen aber, die Offenbarung mag als eine unmittelbare, oder mittelbare gedacht werden, kann sie seyn eine geschlossene, oder eine fortgehende. Geschlossen ist sie, wenn der Act der Kundmachung gewisser Wahrheiten nur zu einer gewissen Zeit, an gewisse Personen erfolgte, und also nur auf die Zeit, Ort, Personen beschränkt war, und mit jener Zeit u. s. w. gänzlich aufgehört hat. Fortgehend ist die Offenbarung, die durch Zeit und Raum nicht beschränkt auf alle Länder und Völker der Erde sich unausgesetzt verbreitet, und ihr Licht allen spendet, die nur offne Augen haben, oder dafür empfänglich sind. Eine geschlossene Offenbarung, und zwar eine unmittelbar erfolg-

te, behaupten die sogenannten Supernaturalisten, die historisch nachweisen wollen, wie die Gottheit zu einer bestimmten Zeit, an bestimmten Orten, durch bestimmte Personen ihren Willen kund gemacht habe, was außerdem nie und nirgends erfolgt sey. Eine solche unmittelbare und geschlossene Offenbarung findet der Supernaturalist in den heiligen Schriften der Christen, deren Verfasser ihm wunderbar erleuchtete Männer, und deren Inhalt ihm entdeckte Geheimnisse sind, mit deren Offenbarung die Menschen einmal für immer beglückt worden sind. Eine fortgehende, jedoch nur mittelbare Offenbarung behaupten die Rationalisten, die Gottes geistiges Wehen über alle Zeiten und Völker verbreitet in allen Einrichtungen der Natur und des Menschenlebens entdecken, und so eine Mittheilung der Mittel zu wahrer Weisheit und Seeligkeit in allen Veranstaltungen Gottes finden; namentlich in der menschlichen Vernunft und ihren Aussprüchen den Willen und die Stimme der Gottheit ehren. Auch ihnen sind die heiligen Schriften der Christen eine höhere, doch nur mittelbare Offenbarung, die aber zunächst nur für eine bestimmte Zeit

und ein bestimmtes Volk gegeben wurde, und nur unter gewissen Modificationen auch für uns noch gelten kann, deren Entdeckung und Anwendung der Vernunft vorbehalten bleibt, in welcher die Gottheit fortgehend ihren Willen kund giebt. Endlich eine unmittelbare, fortgehende Offenbarung behauptet der Mystiker, der die wunderbare innere Erleuchtung, welche der Supernaturalist nur den Schriftstellern des A. und N. T. zuschreibt, auch sich selbst beilegt, und also es für möglich und wirklich erklärt, daß ein wunderbarer Offenbarungsact noch jetzt statt finde. Auch er schreibt den heiligen Schriften der Christen eine solche Offenbarung zu, aber nicht als eine ihnen nur eigenthümliche, sondern als eine, die allen zu Theil werde, welche die Gnade Gottes zu aller Zeit dazu ausersehen habe. Der Mystiker behauptet diesen Offenbarungsact in sich selbst als historische Thatsache zu fühlen, und lehnt deßhalb jeden Widerspruch, den die zweifelnde Vernunft ihm entgegenstellt, mit dem Schlusse ab esse ad posse ab. Zu der letztern Classe gehören gewissermaßen auch die, welche eine infallible Schrifterklärung, oder Ergänzung der heiligen Schrift

statuiren, welche ohne die gewöhnlichen Hülfsmittel der Interpretation den Sinn der Schrift jedesmal unfehlbar enträthseln soll; wie dieß z. B. die römische Kirche von ihrem Oberhaupte behauptet, oder auch die, welche einen besondern angelum interpretem angenommen haben.

Wir können diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne uns vorher erklärt zu haben, welcher Parthei wir uns zuzählen; denn partheilos zu bleiben ist hier unmöglich. Indem wir uns aber einer Parthei zugesellen, so wollen wir doch so viel damit gesagt haben, daß diese Parthei das Wahre und Rechte ergriffen habe. Also dürfen wir die Frage auch so stellen: „Welche Parthei hat Recht?" Es versteht sich, daß jede es haben will, namentlich kämpfen die Supernaturalisten seit einiger Zeit lebhafter und scharfsinniger für ihr System, als es je geschehen seyn mag. Ich lege Ihnen hier ein Buch bei, welches die Quintessenz von allem dem enthält, was diese Parthei für ihr System aufbringen mag; es sind die Briefe über den Supernaturalismus aus der Feder des Superintendent Zöllich zu Rosla am Harze. Ha-

ben Sie dieses Buch gelesen, so können Sie die Schriften eines Claus Harms und seiner Verfechter leicht entbehren, da das Bestreben den Supernaturalismus raisonnable zu machen nirgends so mit Scharfsinn gepaart gefunden werden dürfte. Wenn Sie nun aber dieses Buch gelesen haben, und von seinen Scheingründen und Trugschlüssen sich doch nicht besiegt, und für den Supernaturalismus gewonnen fühlen; so legen Sie die Schuld nicht dem Verf. bei, der alles gethan und aufgeboten hat, was sich für eine faule Sache thun und aufbieten ließ, sondern überzeugen sich, daß jenes System auf keine Weise zu retten ist. Noch viel weniger werden Sie den Mystikern zugehören wollen, da Sie unstreitig des wundervollen innern Offenbarungsactes sich noch nicht bewußt worden sind. Wollten Sie sich aber nun einen Rationalisten nennen, so sehen Sie sich wohl vor, daß Sie nicht das schlimmere Theil erwählen, denn auch der Rationalismus führt in eine Wüste, wo es kalt und schaurig ist, zu einer versteinerten Gottheit, zu einem eisernen Schicksale, dessen furchtbares Walten jede Menschenbrust mit Furcht und Entsetzen erfüllen muß, wie

ich dieses in meinem Aufsatze: „die Götter unserer Zeit" (in Schröter-Klein's Zeitschrift für Christenthum und Gottesgelahrtheit 2. B. 4. St. S. 670.) angedeutet habe. Ehe Sie sich also entschließen, so bitte ich nur das bisher gegebene zu prüfen; die Entscheidung aber bis zum Empfang meines folgenden Briefes zu suspendiren.

Zweiter Brief.

Drei Fragen waren es, l. Fr., in deren Beantwortung sich die Theologie erschöpfen läßt; nämlich: Was ist der Mensch? Was ist Gott? und wie verhalten sie beide sich gegen einander? Beantworten wir diese aus der eignen, uns inwohnenden Denkkraft, die aus der Wirkung auf die Ursache, aus der Idee auf das Seyn schließt, so weilen wir im Felde der natürlichen Theologie; legen wir aber bei der Beantwortung jener Fragen die Aussprüche eines andern vernünftigen Wesens zum Grunde, so ist es eine positive Theologie. Wir alle, die wir jetzt leben, und über Gott und Göttliches denken und

sprechen, befinden uns insgesammt in dem letztern Falle; reiner Naturalismus wird wohl nirgends gefunden; allen gilt das Meisterwort, auf das sich der Mensch so gern stützt, als Glaubensaxiom, als Lebensmaxime, und dieß um so mehr, je mehr sich uns die Ueberzeugung aufdringt, daß jenes Meisterwort, auf dem wir ausruhen, einen höheren Grund, ein seltneres Licht zur Quelle, zum Stützpunkt hat; dann wird das: „Er hat's gesagt!“ an die Stelle aller Beweisgründe treten, und sich leichter und fester in allen Herzen festsetzen, als es die kunstgerechteste Demonstration vermöchte. In diesem Falle befinden wir uns. Was wir bei allen Weisen der Vorzeit und Gegenwart vergeblich suchen, was eignes Nachdenken nimmer gewährt, das ist uns geworden durch die Belehrungen eines Mannes, der vor Jahrtausenden einst im Oriente auftrat, und genügender, zusammenhängender, für menschliche Veredlung geeigneter, für Beruhigung zweckmäßiger als alle, die vor und nach ihm lebten, eine Gotteslehre aufstellte, der wir noch heute das Lob nicht versagen können, daß sie Worte des ewigen Lebens enthalte. Von jenem Manne,

den seine Zeitgenossen mit dem bedeutungsvollen Namen Christus nannten, nennen wir uns Christen, und erklären ihn dadurch für unsern Meister und Herrn, der ausgerüstet mit Weisheit aus der Höhe unsere Füsse auf den Weg des Friedens leiten sollte. Niemand, behaupten wir, kann solche Zeichen thun, — wie er in seinem Worte sie aufgestellt hat — er sey denn Gott mit ihm.

Doch nicht aus seinem Munde, aus seiner Feder nicht vernehmen wir das ewig kräftige Wort; — durch seine Schüler, die er aussendete in alle Welt die Völker zu einem Gottesreiche zu vereinigen, ist jenes ewige Wort uns aufbehalten worden in der zerbrechlichen Schale irdischer Formen, und eingefügt in die Denk- und Sprechweise der Zeit und des Volks, dem sie angehörten. Ahnen und glauben wir nun zwar allerdings Göttliches in den Büchern, die von Jesu zeugen, so können wir uns doch unmöglich mit jener Offenbarungstheorie befreunden, welche der menschlichen Vernunft den Zutritt zu jenem Heiligthum der Schrift ganz versagend, mit starrer Altgläubigkeit sich an den Buchstaben hängt,

und darüber den Geist entschlüpfen läßt. Diesem irrationalen Christenthume gegen über nennen wir uns rationale Christen, nicht christliche Rationalisten, weil dieses ein Partheiname wäre, der an traurige Gegensätze erinnert; wir aber keiner Parthei angehören, und keinen Streit haben wollen; vielmehr uns unter Christi Fahne mit allen andern Brüdern zusammenzufinden hoffen. Was aber uns von den irrationalen Christen unterscheidet, das ist die Vermählung des Christenthums mit der Vernunft; welcher wir das Recht der Prüfung und Erklärung der Religionsurkunden vindiciren. Die Vernunft übt dieses Recht indem sie 1) überhaupt die Möglichkeit einer Offenbarung abwägt, und sich über die nothwendige Beschaffenheit einer solchen ausspricht. 2) indem sie die aufgefundenen Kriterien auf die gegebene Offenbarung anwendet, und ihr die Gültigkeit zu- oder abspricht. 3) indem sie sich vorbehält den Sinn aus den Worten, den Kern aus der Schale heraus zu entwickeln, und die Schale — die Zeit- und Volksbegriffe — denen anheim fallen zu lassen, welche sie aus eignen Mitteln dazu gethan haben, um durch

dieses Vehikel das geistige Wort in die Welt einführen zu können. Wenn jene beiden ersten Befugnisse der Vernunft die allgemeine und besondere Kritik der Offenbarung begründen, so stützt sich auf das dritte die Erklärungskunst, und die wirkliche Erklärung, die wegen ihrer Hülfsmittel, die sie aus Sprach- und Geschichtkunde entlehnt, eine grammatisch historische heißt. So ist uns also die Bibel der Wald, in welchem die Vernunft die Bäume zum Religionsgebäude auffindet, sie abtreibt, den Afterschlag absondert, sie bearbeitet, und zum Bau verwendend, sie zusammenfügt und aufrichtet; sie ist die Steingrube, wo der Eckstein bricht, den die Vernunft dort findet, prüft, ausbricht, benutzt. Und so war es wohl gemeint, wenn Ammon in der Bibel das constitutive, in der Vernunft das regulative Princip der Religion Jesu erkennt, und er hat damit, meines Erachtens, etwas sehr wahres gesagt, da — wollten wir auch das Material nicht der Bibel entnehmen, oder diese nur in subsidium gelten lassen, wo die Vernunft uns im Stiche läßt, oder die Bibelaussprüche nur benutzen, um das Vernunft-

system damit Theil weise zu belegen — in der That der christliche Name, und der damit unzertrennliche Auctoritätsglaube verschwinden müßte. Dahin also wäre die scharfsinnige Schrift eines Ungenannten, „Ueber die Behauptung eines rationalen Supernaturalisten, daß in der Religion nur der formale, nicht der materiale Vernunftgebrauch gelte,“ zu berichtigen. Der ungenannte Verf. hat Recht, wenn er behauptet, daß die Vernunft auch religiöses Material liefert, aber im Christenthume, als solchem, schöpfen wir nicht aus derselben, sondern aus der Bibel, und die Vernunft concurrirt nur formaliter; wie ich oben gezeigt habe.

So wollen wir also weder Supernaturalisten, noch Rationalisten seyn, sondern Christen; indem wir im Christenthume den Vereinigungspunct finden, wo beide Partheien zusammenkommen. Wir erkennen das Göttliche in Christo, aber nur mit und durch unsere Vernunft! Wir nennen Christum einen Herrn, aber durch den heiligen Geist (die Vernunft) der in uns wohnt.

Auf dieser Basis, l. Fr., denke ich nun

auch den Vergleich mit unsern Gegnern zu vermitteln; und dieß, meine ich, kann so schwer nicht seyn, denn ich verlange nur das suum cuique, was sie doch auch, obgleich etwas anders gestellt, anerkennen. Sie pflegen zwar die Nothwendigkeit eines geordneten Zusammenhangs in der Religionstheorie abzuleugnen, lassen aber doch eine Stufenfolge in der Erkenntniß der Heilsordnung zu, was im Grunde dasselbe ist. Sie wollen zwar den gelehrten Apparat zur Erklärung der Schrift nicht gelten lassen, leugnen aber doch nicht, daß die Schrift einer Erklärung bedürfe, die sie aus ihrer innern Erleuchtung gewähren zu können meinen. Also auch sie erkennen das Zusammenwirken des Göttlichen und Menschlichen, sie verwerfen den Gebrauch der Vernunft nicht, wie sie scheinen wollen, sondern sie verwerfen nur die allgemeine Vernunft, und reserviren sich ihre besondere, indem sie sich etwas unbescheiden eine höhere Vernunft (eine Erleuchtung, einen göttlichen Geist, divini aliquid, wie es, nach dem Zeugniß des Tacitus, die alten Deutschen den Frauen zuschrieben) beilegen, welche den andern Menschenkindern abgehen soll. Unsere sogenannte

gesunde Vernunft erscheint ihnen als eine kranke, die nur bei ihnen genesen ist. Sie sind gewissermaßen die Ultrarationalisten, denn sie erheben ihre, doch auch nur menschliche, Vernunft zur göttlichen Weisheit. Sprechen wir also die Bescheidenheit, die Demuth, deren sie sich rühmen, mit Ernst an, so hoffe ich soll ihnen daraus eine Reue erwachsen, die sie nie gereuen wird.

Dritter Brief.

In meinem vorigen Briefe, l. Fr., habe ich Ihnen die Präliminarien angegeben, auf welche das Friedensgeschäft gegründet werden muß; ich gehe nun weiter, und komme zu den Friedensartikeln selbst, über welche ich mit ihnen einig zu werden wünsche. Hier springt uns zuerst als Haupt= und Grund=Differenz-Punct die Frage entgegen: „Was ist der Mensch?"

Die Gegner machen uns den Vorwurf, wir kenneten die Menschen nicht, wir verkenneten insbesondere die Gemeinden, die unserer geistlichen Pflege anvertraut sind, und

daraus müßte nothwendig eine falsche Behandlung entspringen. Untersuchen wir den Vorwurf näher, so findet sich der Mißverstand auf ihrer Seite, und die Ansicht, die sie von der angeblich falschen Erfüllung unsers Berufs sich gebildet haben, entspringt aus einer Unkunde dessen, was wir seyn sollen, und seyn können.

Die Frage: „Was ist der Mensch?“ kann nämlich (da sie hier physiologisch uns nicht interessirt) in einer doppelten Beziehung aufgeworfen, und beantwortet werden, und zwar psychisch und moralisch. Nur in letzterer Rücksicht gehört der Mensch in den Bereich des Predigtamts. Sie aber vermengen beides.

Der Mensch, psychisch genommen, ist ein Januskopf, dessen eines Gesicht dem Himmel, das andere der Erde zugekehrt ist. Er ist Erde, gehört aber doch nicht der Erde an; zieht hier seine Nahrung, dort aber ist seine Verwandtschaft; von dorther hat er den Lichtfunken, der ihn belebt, erhebt. Mit andern Worten: er ist halb Engel, halb Thier; oder, wie die Schrift sich ausdrückt, Geist und Fleisch. Als Fleisch hat er ein reges

Begehrungsvermögen; das Fleisch will sich, vermöge der Attractionskraft, einigen, mit der Erde — d. h. es will genießen. Der Geist, das Thätigkeitsvermögen, die höhere Kraft, will, vermöge der auch ihm eignen Attractionskraft, sich einigen mit der Geisterwelt, d. h. er will frei werden und wirken. So der natürliche Mensch, der vom Geiste Gottes noch nichts vernommen hat. Sein Wesen liegt in seinem Organismus; dieser Organismus ist ein Resultat höherer Kraft, und vermöge desselben ist der Mensch, was er ist, unfreiwillig; sein Zustand kann ihm daher nicht imputirt werden, weder als Verdienst, noch als Schuld. Er ist, wie er ist, gut; denn Gott hat ihn so geschaffen; ihn böse schelten, daß hieße Gott tadeln. „Warum ihn Gott nicht zum Engel schuf?“ Wer darf so fragen! Sey doch du zufrieden, daß er dich nicht zum Thiere geschaffen hat. Ja, lieber Mensch, (spricht die Schrift Röm 9, 20.) wer bist du denn, daß du mit Gott rechten willst? Spricht auch ein Werk zu seinem Meister: Warum machst du mich also? Hat nicht ein Töpfer Macht aus einem Klumpen

zu machen ein Faß zu Ehren, und das andere zu Unehren? —

Der Mensch hat aber als Thier einen Leib (σῶμα) mit diesem verbunden eine Seele (ψύχη) d. h. das Vermögen zu fühlen, zu merken, zu begehren. Als höhere Natur hat er aber auch noch einen Geist (πνεῦμα) den das Thier nicht hat, d. h. ein Vermögen zu empfinden, zu denken und zu wollen. Leib und Seele gehören zum thierischen Organismus, der Geist ist immateriell. Vergl. 1 Theß. 5, 23. 1 Cor. 2, 14.

Mit Unrecht ziehen die Gegner diesen natürlichen Zustand des Menschen vor den Richterstuhl der Moral, und reden von einer Erbsünde, die in der That nichts weniger als Sünde ist; denn die Sünde ist das Unrecht, aber jener natürliche Zustand ist ein rechter, von Gott so geordneter, ihm also wohlgefälliger, uns angemessener und nützlicher Zustand Jene Ankläger unserer Natur fallen in den Fehler des Flacius, der die sogenannte Erbsünde für die Substanz des Menschen nahm, d. h. die menschliche Substanz sündhaft nannte, da doch daraus folgen

würde,

würde, daß Gott etwas böses geschaffen, oder doch, daß etwas von Gott gut geschaffenes in seiner Substanz verderbt werden könne; was beides offenbare Gotteslästerung wäre.

Dieser natürliche Zustand ist also bedingt durch die ihm angewiesene Stellung in der Reihe der Geschöpfe; ihn kann, ihn will keine Sittenlehre ändern, er liegt außer ihrem Bereiche. Erst, wenn der Mensch selbst mit Freiheit in diesen seinen Urzustand einzugreifen anfängt, zieht ihn der Freiheitsrichter, Moral genannt, vor seinen Richterstuhl. Ein solches Eingreifen wird ihm möglich durch die seiner Willenskraft beigegebenen Bestimmungskräfte, Verstand und Gemüth. Sie sind die Angel und Hebel, durch welche die Grundsubstanzen seines Seyns gehoben, und näher bestimmt werden, ja die auch der einem oder der andern, dem Fleische oder dem Geiste, ein Uebergewicht verschaffen. Das G e m ü t h ist das unklare Gefühl des Wohlgefälligen, das mit einem unnennbaren Reize zu dem und jenem hinzieht. Der V e r s t a n d ist die klare Einsicht des Zweckmäßigen, welche mit sicherer Kraft den Willen leitet und bestimmt. Da nun beide so wohl das Fleisch als den

Geist zu leiten vermögen, so ergiebt sich daraus folgende Tafel der sittlichen Zustände, welcher der Mensch fähig ist.

I. Das Fleisch herrschend:

A) mit vorwaltendem Gemüthe. (Ungezügelte Genußsucht.)

B) mit vorwaltendem Verstande. (Besonnener Egoismus.)

C) Verstand und Gemüth zusammenwirkend. (Raffinirte Wollust.)

II. Fleisch und Geist im Kampfe:

A) mit vorwaltendem Gemüthe. (Das sogenannte gute Herz, der moralische Leichtsinn.)

B) mit vorwaltendem Verstande. (Die Ehrbarkeit.)

C) Verstand und Gemüth zusammenwirkend. (Die Lebensklugheit.)

III. Der Geist herrschend:

A) mit vorwaltendem Gemüthe. (Liebe.)

C) mit vorwaltendem Verstande. (Recht.)

D) Verstand und Gemüth zusammenwirkend. (Billigkeit; die besonnene, rechtliche Liebe.)

In dieser Tafel liegen sämmtliche ethische Charaktere der Menschheit. In der ersten

Classe (I. A.) ist der Mensch Wollüstling, er genießt heute, um morgen unbekümmert. Der Becher der Freude wird ausgeleert bis auf die Hefen. Andere Menschen sind dem Wollüstling ursprünglich und zunächst gleichgültig, sind ihm weder Freunde noch Feinde; doch gewinnen sie für ihn ein, obgleich nur augenblickliches, Interesse, wenn sie ihm als Beförderungs- oder Hinderungsmittel seiner Genüsse erscheinen, dann wird er ihnen schmeicheln oder sie zu entfernen suchen, doch nur so lange und so viel als er sie in Beziehung auf seine Begehrungen sieht; denn so wie er sich selbst nicht achtet, so achtet er auch andre nicht. Er ist Thier. — Etwas höher, obgleich nicht viel besser, ja in Ansehung des sittlichen Verhaltens fast noch schlimmer erscheint der Mensch in der zweiten Klasse. (I. B.) Er sieht über den Augenblick hinweg, um sich seinen Genuß in der Zukunft zu sichern. Er kann entbehren, er kann arbeiten, er kann denken und schaffen — aber nur für selbstsüchtige Zwecke. Hier begegnet uns der Geizige, der Betrüger, der Intriguant, der Erbschleicher, der Heuchler, der chevalier d'industrie, der Räuber, der

Dieb u. s. w. die alle dem fernen Gewinne den Genuß des Augenblicks opfern, und besonnen die gegenwärtigen kleinen Uebel ertragen, um die größern künftigen Güter zu erringen. Diese Klasse ist für Glück und Ruhe anderer Menschen die gefährlichste. Der Mensch in der ersten Klasse lebt gern, und läßt gern leben; hier aber will er leben, und wenn die ganze Welt sterben sollte. Er ist der Raubvogel, der sich mit dem kältesten Blute auf das erlegte Aaß setzt; Menschen sind ihm nichts als Mittel zu seinem Zwecke. Veredelter schon erscheint der Mensch in der dritten Classe, (I. C.) weil Verstand und Gemüth sich gegenseitig wohlthätig beschränken Das warme Wollust athmende Gemüth wird durch den Verstand abgekühlt, der kalte Verstand durch das Gemüth erwärmt; so wird die Genußsucht gemildert durch die Besonnenheit, die Besonnenheit durch die Genußsucht. Dieß ist die Klasse der Fleißigen, die morgen verschwelgen, was sie heute erarbeiteten, oder vielmehr nur arbeiten, um zu genießen; der Klugen, die aufzuhören wissen, um desto eher wieder anfangen zu können; die im Genusse doch ihre Genußfähigkeit nicht destruiren. Auch

dieser Klasse sind die Menschen nur das, was sie ihnen nützen oder schaden. Von Menschenwürde, von Recht und Pflicht noch kein Begriff. Dieser Menschenwürde in sich und in andern wird sich der Mensch einigermaßen bewußt, so bald der Kampf zwischen Geist und Fleisch anhebt, er tritt hier in die vierte Klasse ein, (II. A.) wo der moralische Leichtsinn dem andern das Gute nicht nur gern läßt und gönnt, sondern auch zuwendet, wenn es ihm nur keine besondern Entbehrungen ansinnt und auferlegt. Diese Klasse ist sehr zahlreich, und hat fast alle besser erzogene Menschen, namentlich von jüngern Jahren, in sich, die nicht leicht Jemand wehe thun — weil es ihnen wehe thun würde; ja die auch für andere etwas leisten und opfern können, weil ihnen ein gewisses Wohlseyn daraus entspringt. Diese Klasse, leicht und unstät, ist jedem Windstoße ausgesetzt, und wird durch ihre Beweglichkeit, je nachdem sie Umgebungen und Verhältnisse findet, eben so oft zum Guten als zum Bösen hingetrieben; weil der innere Schwerpunkt dem äußern Andrange nie gehörig zu widerstreben vermag. Tritt in der fünften Klasse der Verstand in grö-

ßere Wirksamkeit ein, so treibt (II. B.) das Ehrgefühl sein oft sehr glückliches Spiel. Man ist ziemlich gut, weil — man sich schämt böse zu seyn. Das Urtheil der Welt ist Gegenstand der Begehrung. Wer erkennt nicht in dieser Klasse den sogenannten rechtlichen Mann, dem die Gewinn- und Genußsucht nicht fremd ist, der aber doch die Schranken des Gesetzes sorgsam hütet? — Wer sieht hier nicht die ehrbare Jungfrau, die keinen Mann anzusehen wagt, fürchtend man möchte ihr eine böse Lust zutrauen, die ihr doch vielleicht regsam genug inwohnt? — In dieser Klasse ist zwar das radicale Böse noch nicht erstickt, aber es kommt doch selten zum Ausbruch, weil ein Gegengewicht dasselbe in seinen Schranken hält. In der sechsten Klasse (II. C.) sehen wir die Lebens- und Weltklugheit, die mit scharfer Umsicht das Angenehme mit dem Nützlichen, das Anständige mit dem Genuß zu vereinigen, und so sich und andern zu gnügen weiß. In dieser Klasse möchte ein großer Theil unserer feinen Welt zu suchen seyn, die ihre Nehmung, ihr savoir faire et vivre an die Stelle der Tugend setzt. In der Regel lebt sich es mit solchen Menschen

so ganz gut; aber noch sind sie nicht, was sie seyn sollen. Die bessern Menschen sind die, wo der Geist vorherrscht. Bei ihnen ist die Entbehrung und Aufopferung entschieden. Für sich begehren sie nichts. Dieser Sinn zeigt sich in der siebenden Klasse (III. A.) als hingebende aufopfernde Liebe, die gern hilft und wirkt, was sie kann und vermag, doch ohne den wahrscheinlichen Erfolg, ohne das Verhältniß ihrer Kraftanstrengung zu dem Werthe des möglichen Effects zu berechnen. Abgemessen und bedingt wird diese Selbstverleugnung in der achten Klasse (III. B.) durch die Berechnung der eignen Kraft, so wie des fremden Bedarfs und der Würdigkeit. In dieser Klasse steht der edle Mann, so wie in der vorhergehenden das edle Weib; doch höher als beide steht in der neunten Klasse (III. C.) der edle Mensch, der zwar durch Neigung getrieben wird, aber diese Neigung regelt nach Umständen und Verhältnissen, und also seine Liebe selbst höheren Rücksichten zum Opfer bringt.

So weit die Beantwortung der Frage: Was ist der moralische Mensch? oder vielmehr: Was ist der Mensch in moralischer Rücksicht?

Zu welcher moralischen Klasse er gehören mag, er lebt im Lande der Freiheit, unter der Aufsicht der Sittenlehre, und daher im Bereiche des Predigtamts. Diese ethischen Charactere aller Klassen sind aber in jeder Gemeinde gemischt, obgleich der eine oder der andere vorwaltend seyn kann. Die Mehrzahl der Menschen gehören gewöhnlich in die Mittelklassen, wo Geist und Fleisch im Kampfe sind; die Gemeinde, wo die drei niedern Klassen vorherrschen, wäre eine demoralisirte; eine Gemeinde, wo die drei höchsten Klassen vorherrschen, wäre eine sittliche Seltenheit; das große Loos in einer Lotterie, wo wenig Nieten, aber auch wenig große Gewinne fallen.

Darinne liegt nun auch die Aufgabe des Predigtamts: „Allen Allerlei!" Die besondere Seelsorge wird sich bewähren, wenn sie im Allgemeinen die vorwaltenden Charactere, im besondern Falle die individuelle Beschaffenheit des Gemeindeglieds berücksichtigt. Allgemeine sittliche Veredelung ist das große Ziel; dem Menschen zu zeigen, was er werden soll, und wie er es werden kann, das sind die Wege dahin. Auf bei-

den geht der verständige Prediger. Er zeigt dem Zuhörer das sittliche Urbild, jede Tugend in ihrer Vollendung; lehrt, durch Vergleichung der Wirklichkeit mit jenem Ideal, die heilsame Selbsterkenntniß; und weist die Hinderungen nach, die wegzuräumen, die Beförderungsmittel, die zu ergreifen sind. Sich über die psychische Natur des Menschen auszulassen kömmt dem Prediger nur zu, in sofern sich die moralische darauf gründet; die praktische Tendenz muß überall hervortreten, und der Refrain jeder Predigt muß seyn: das sollst du! welches in einem: „das will ich!" im Herzen des Zuhörers wiederhallt. Am schlechtesten berathen wäre die Gemeinde, der immer nur ihre Seelenkrankheit vorgeworfen würde, ohne ihr die Kraft zu vergegenwärtigen, durch welche sie genesen kann.

So weit, lieber Freund, meine Anthropologie, und die Ansicht vom Zwecke und Mittel des Predigtamts, die sich darauf gründet. In einem schönern, höhern Lichte wird uns das Menschenleben, und der Predigerberuf erscheinen, wenn wir beides unter den religiösen Gesichtspunct stellen, d. h. es uns in Beziehung auf Gott denken. Um aber

diese Beziehung ins Licht zu setzen, muß die Frage vorausgehen: „Was ist Gott?" dieser widme ich den folgenden Brief.

Vierter Brief.

Die zweite Hauptfrage, lieber Freund, die bei unsern Friedensunterhandlungen zur Sprache kommen muß, ist die: „Was ist Gott?" die wissenschaftliche Theologie läßt dieser eine andere vorausgehen, sie fragt nämlich zuvor: „Ist denn ein Gott?" Mir scheint diese Vorfrage nicht nur unnütz, sondern sogar höchst schädlich zu seyn; unnütz, denn wer sich nicht durch sein ganzes inneres Wesen, durch den Totaleindruck der Welt gedrungen fühlt, einen Gott als erstes und letztes Gelenke in der Kette der Wesen anzunehmen, den wird keine Demonstration, so bündig sie seyn mag, davon überzeugen; denn das Daseyn Gottes gehört zu den Dingen, die man glauben muß, wenn man nicht in Widerspruch mit sich selbst gerathen, wenn man das große Welträthsel lösen will, aber die sich durchaus nicht logisch oder mathematisch beweisen lassen. „Es ist

durchaus nöthig, sagt Kant, daß man sich vom Daseyn Gottes überzeuge, aber es ist eben nicht nöthig, daß man es demonstrire." Aber, ich sage, es ist sogar verderblich es demonstriren zu wollen; denn jede Demonstration setzt einen Zweifel an der Wahrheit voraus; wer zweifelt aber am Daseyn Gottes? Nur Thoren können es. Ist nun dann der Versuch einer Demonstration noch dazu ungenügend, so wird der Zweifel genährt, und der bisher Gläubige wird Gottesleugner. So sind alle Atheisten es geworden; der Glaubensgrund im Herzen war ihnen ungenügend, sie suchten einen andern in Vernunftschlüssen, fanden keinen, und verwarfen eine Gewißheit, die höher ist als alle Vernunft. Die Bibel läßt sich daher nicht herab das Daseyn Gottes zu beweisen, sie lehrt den Alles durchdringenden nur fühlen und finden, indem er nicht fern von einem jeden ist, und beruft sich auf die Offenbarung Gottes selbst in seinen unverkennbaren Wirkungen. Röm. 1, 19. 20. Also auch für uns ist die Frage beantwortet; wir glauben: „Es ist ein Gott!"

„Aber wie, oder was ist er?" Diese Frage ist bei weiten schwieriger, und ist auf unendlich verschiedene Weise beantwortet worden; denn Gottesleugner kennt die Geschichte nur wenige, aber Gotteslehren so viel als es Völker, als es Religionsvereine, als es philosophische Systeme gegeben hat. Anders konnte es aber auch wohl nicht seyn, da es hier die Beschreibung eines Gegenstandes betrifft, der weder empirisch aufgefaßt, (gesehen, gehört) noch rational klar gedacht werden kann; weil Sinnen und Vernunft ihn nicht erreichen. Der bescheidene Gotteslehrer fragt daher eigentlich nicht: „Was ist Gott?" weil diese Frage nie zu beantworten ist, sondern: „Was ist er mir?" Er begehrt nicht sein absolutes Wesen zu ergründen, sondern nur sein relatives Verhalten zu wissen. In dieser Rücksicht erhält die Eintheilung der Theologen ihre Bedeutung, nach welcher die Gotteskenntniß ist:

1) archetypa (die Kenntniß, die nur Gott von sich selbst hat.)

2) ectypa (die Kenntniß von ihm, die andere Wesen haben können.)

a) angelorum (die Theologie höherer Geister.)

b) hominum (menschliche Gotteskenntniß.)

α) viatorum s. stadii (die Kenntniß, die wir von Gott im Erdenleben haben können.)

β) comprehensorum s. patriae s. visionis (die Gotteskenntniß der Vollendeten.)

Es begreift sich, daß die Gotteskenntniß der Menschen im Erdenleben unter allen die geringste seyn muß, weil zwischen dem noch fleischlichen Wesen, dessen Hälfte noch Thierheit ist, und dem unendlichen Geiste ein ungeheurer Abstand statt findet, der auch die genauere Kenntniß hindert; so wie sich aber dieser Abstand mindert, so muß auch der Gegenstand lichter vor die Augen treten. Um jedoch nur einige für den menschlichen Bedarf zureichende Kenntnisse sich anzueignen, hat man verschiedene Wege gewählt, auf welchen man dem Ziele sich nähern zu können gemeint hat; nämlich

1. den Weg der Verneinung, (via ne-

gationis) auf welchem man alles Unvollkommene von Gott entfernen wollte.

2) der Weg der Erhebung, (via eminentiae) auf welchem man der Gottheit alle Vollkommenheiten beizulegen gedachte.

3) der Weg des Schlusses von der Wirkung auf die Ursache (via causalitatis) auf welchem man den Schöpfer aus seinen Geschöpfen beurtheilt.

Es leuchtet ein, daß auf allen drei Wegen eine richtige, oder gar vollständige Gotteskenntniß nicht zu finden ist. Die Verneinung menschlicher Unvollkommenheiten ist nicht nur keine Quelle einer positiven Erkenntniß, denn hier könnte ich doch höchstens erfahren, was Gott nicht ist, sondern selbst die sogenannten Unvollkommenheiten sind es ja doch nur in Beziehung auf uns, und wer berechtigt uns, daß wir unsere Begriffe von Vollkommenheit und Unvollkommenheit zum Maßstabe machen, nach welchem wir ein uns so ungleiches Wesen abschätzen? Dasselbe gilt vom Wege der Erhebung, er kann uns wohl einen idealen Menschen aufstellen, aber keinen Gott. Nach unsern, d. h. immer noch menschlichen, Ansichten ist der Weg, wo man vom Ge-

schöpf auf den Schöpfer schließt, der sicherste, obgleich ein Sprung in dem Schlusse ist, da man von einer sinnlichen Wirkung zu einer übersinnlichen Ursache sich erhebt, was eine μετάβασις εἰς ἄλλο γένος ist, da der Causalzusammenhang nur im Sinnenreiche nachgewiesen werden kann. Doch können wir den Gedanken nicht abwehren, daß im Schöpfer alles das seyn müsse, was zur Hervorbringung der Geschöpfe nöthig war, d. h. uns nöthig scheint, namentlich die unbeschränkte Kraft, welche von Zeit und Raum nicht umschlossen wird; daher giebt uns dieser Weg mindestens eine Ahnung allverbreiteter Wirksamkeit.

Doch wenn uns auch mehr, wenn uns wirklich auf allen drei Wegen eine größere, und wahrhaftere Gotteskenntniß gegeben würde, so müßte sie uns doch unbefriedigend erscheinen, weil das Resultat aller Forschungen auf diesen Wegen doch nichts seyn könnte, als eine Sammlung, oder Zusammenstellung mancher und mancherlei Prädicate, zu welchen uns das Subject fehlt, dem alle jene Prädicate angehören. Dieses Subject aber suchen wir dort vergebens, und vermissen es um so mehr, da ohne ein solches die Prädicate dem

Wasser im Siebe gleichen, etwas Umfaßtes sind, ohne etwas Umfassendes. Daher entstand für den Menschen das Bedürfniß sich die Gottheit wesentlich, als etwas Persönliches zu denken, dem man die Prädicate alle beilegen könnte, die man sich auf jenen Wegen gesucht hatte. Leicht war das den frühern Weltbewohnern, ihre Götter (denn der sich selbst gelassene Mensch kömmt nicht leicht zur Idee eines einzigen Gottes) waren vergrößerte Menschen, denen sie leicht beilegen konnten, was sie sich selbst wünschenswerth dachten. Diese Ansicht konnte jedoch bei ansteigender Vernünftigkeit den Weisern nicht genügen, man konnte mit solcher Körperlichkeit die Unbeschränktheit im Raume nicht vereinen, und man kam daher auf die in vielen Formen, und oft wiederholte Idee, daß die Welt selbst der Körper der Gottheit sey, den ihre geistige Kraft von einem Ende zum andern durchdringe. Zeno, Spinoza, und die Naturphilosophie haben diese Idee bearbeitet, Redner und Dichter haben sie ausgesprochen, und sie würde in der That eine der denkbarsten seyn, wenn sie nicht im Verfolg die menschliche Persönlichkeit selbst ver-

vernichtete, und, indem sie den Schöpfer herstellen will, die Geschöpfe untergehen läßt. Nein, ruft dann der Mensch unwillkührlich aus, Gott ist nicht die Welt, er muß außer der Welt, über der Welt seyn seinem Wesen nach; das fordert die Vernunft unerlaßlich. Er kann nicht Körper seyn, denn ein solcher ist eingeschlossen im Raume; das läßt sich die Vernunft nicht ausreden. Aber was ist er denn? was ist sein Wesen, dem die Eigenschaften der höchsten Macht und Güte zukommen? — „Er ist ein Geist" antwortet man, und meint damit etwas gesagt zu haben. Ich aber frage weiter: „Was ist ein Geist?" und Niemand löst mir die Frage; ja wer du seyst, der mir sie genüglich zu lösen, mir einen anschaulichen Begriff von Gott als Geist zu geben vermag; ich will dich selbst für einen Gott achten.

Und so wäre denn, lieber Freund, das traurige Resultat dieser Untersuchung: „daß wir von Gottes Wesen nichts wissen, es uns nicht denken können." Und doch halte ich dieses Resultat der Untersuchung werth, denn das Nichtwissen (das Bewußtseyn, daß wir nichts wissen) ist ja, wie schon

Cicero bemerkt, Quelle und Anfang (causa et principium) aller menschlichen Weisheit. Und Heil allen, die bereits zu diesem Resultate gelangt sind, das, so sehr es unsern Stolz demüthigt, doch uns begierig macht nach andern Quellen der Beruhigung, die in den Tiefen des Glaubens entspringen. Die Ueberzeugung des Glaubens ist aber von der Ueberzeugung des Wissens nicht durch Grade der Festigkeit, sondern nur darinne verschieden, daß jene eine subjective, diese eine objective, d. h. mittheilbare ist: jene hat ihren Sitz im Gemüthe, und dieses ist stumm; diese im Verstande, und dieser spricht sich aus, ist aber oft viel flacher, als das unergründliche Gemüth. — Also wir wissen nicht, daß ein Gott ist, und wissen nicht, was er ist, aber wir glauben, daß ein Gott ist, und fühlen, was er ist. Doch fordere uns Niemand auf, dieses auszusprechen, wir können nicht! Denn Gott wohnt in der Tiefe unserer Brust, vorführen läßt er sich nicht, auch die Bibel hat das nicht gethan, sondern vielmehr nur das was Gott thut, und was er will, oder mit andern Worten, das Verhältniß zwischen Gott und Menschen nä-

her bezeichnet, und dieß ist, worauf alles ankömmt. Geben uns nur die Gegner zu, daß sie Gott, was er an sich ist, so wenig kennen als wir; so hoffe ich, wollen wir uns auch im folgenden Briefe über das Verhältniß Gottes zur Welt wohl verständigen. Um aber den jetzigen würdig zu schließen, so geschehe es mit der herrlichsten Ode unsers ersten Dichters, die er Gott geweiht hat; sie lautet so:

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden?
Und sich unterwinden
Zu sagen: Ich glaub' ihn nicht? —

Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hierunten fest?
Und steigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht hierauf?
Schau ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir

Und webt in ewigem Geheimniß
Unsichtbar sichtbar neben dir?
Erfüll davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn es dann, wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch
Umnebelnd Himmelsgluth.

Fünfter Brief.

Also über das Verhältniß zwischen Gott und den Menschen soll sich unsere heutige Unterhaltung erstrecken. Ich setze dabei voraus, lieber Freund, daß es zwischen uns und den Gegnern darüber kein Streit ist, daß es ein solches Verhältniß giebt; denn wir gehören ja alle nicht zu den Jüngern Epikurs, der die Welt durch Zufall entstehen, und die Götter mit ihren Quasi-Körpern sich um dieselbe gar nicht bekümmern ließ. Wir fragen bloß: „Welches Verhältniß statt findet?" Auch diese Frage ist auf die mannichfaltigste Weise beantwortet worden, und daher hat sich die Religion so

verschieden gestaltet. Doch giebt es zwei Hauptzweige der Lehre vom Verhältnisse Gottes zur Welt, aus welcher alle übrigen entsprungen sind, und auf welche sie alle sich zurückführen lassen, es sind nämlich die Ideen einer Herrschaft Gottes über die Welt, und einer Haushaltung Gottes in der Welt; die Repräsentanten dieser Ideen sind das Judenthum und das Christenthum.

Der Gott der Juden ist Herr seiner Welt. Er schuf sie, damit er sie hätte. Selbstsüchtig wie der Jude, so ist sein Gott. Furchtbar streng waltet er über seiner Domaine, und wehe dem Leibeignen, der sein Gesetz übertritt. Diesem seinem Gesetze fügen sich daher alle Wesen — aus sclavischer Furcht, und sind ängstlich in Beobachtung jeder kleinen Ceremonie, die der morgenländische Despot vorgeschrieben hat. Wenn sein Antlitz leuchtet, so geneset der Mensch, wenn er es abwendet, so sinkt der Mensch in Staub. Dieser Glaube schafft knechtischen Gehorsam, die Werkheiligkeit, welche das Christenthum verdammt, durch welche wir nicht gerecht werden können; er schafft eine Heuchelei, die nur äußerlich scheinen will, unbekümmert um das

innere Seyn, einen strengen äußern Gottesdienst, der durch die Tugendmittel die Tugend selbst entbehrlich machen will.

Beschuldigen die Gegner unsere Gemeinden, daß ein solches Judenthum noch bei uns herrsche, so ist dieß ein grober Mißverstand, und zwar ein doppelter, sie verkennen das Judenthum, und verkennen den Zustand unserer Gemeinden. Sie nennen Judenthum jenes Gefühl eigner Würde, oder jene Selbstgenügsamkeit, welche aus dem Bewußtseyn bürgerlicher Rechtlichkeit entspringt. Mit Unrecht. Diese äußere Sittlichkeit, gemischt aus Rechts- und Ehrgefühl, hat mit dem Judenthume nichts gemein als den zufälligen Stolz, der sich gern mit beiden paart; aber sie sind verschieden in ihren Quellen, in ihrer Beschaffenheit, in ihren Folgen. Die jüdische Werkheiligkeit ist religiös, sie fließt aus Furcht vor Gott, die bürgerliche Rechtlichkeit fließt aus dem eignem innern Sinne, der auf einer gewissen moralischen Höhe herrscht; der Jude thut was er muß, der Rechtliche (man erlaube diese Bezeichnung) was er will. Daher ist dieß Verhalten auch in seiner Beschaffenheit verschieden, das jüdische ist bloß

politisch, man sieht nur auf den Wink von Oben, und wo dieser fehlt, regt sich weder Hand noch Fuß; das rechtliche ist moralisch, denn es ist frei, und ohne Bezug auf den Gesetzgeber. Jenes ist in seinen Folgen verderblich, denn es gewöhnt zu fortwährender Aengstlichkeit, ich möchte sagen Niederträchtigkeit gegen Gott, zu Stolz und Härte gegen die Menschen, die man vom Throne des Monarchen entfernter glaubt. Dieses ist in seinen Fortschreiten eine Veredlung des Menschengeschlechts. Obgleich jetzt noch befangen von einer gewissen Selbstsucht, wird doch der Rechtliche, so bald er frei ist, durch tugendhaftes Hingeben eine wahrhaft achtungswerthe Stufe der Sittlichkeit erringen. Auch bezieht sich die jüdische Werkheiligkeit einzig auf die Beobachtung ihrer Religionspflichten, die rechtliche Lebensweise ist vielmehr nur eine Fügung unter die Gesetze des Anstandes im bürgerlichen Leben.

Also Judenthum ist nicht bei uns, denn hier ist die Idee einer göttlichen Despotie nicht zu Hause. Zu bekämpfen hat das Predigtamt in dieser Rücksicht nichts, sondern nur die Unzulänglichkeit bürgerlicher Rechtlich-

keit nachzuweisen, und diese zur Sittlichkeit zu veredeln.

Weit schöner, herzerhebender und beglückender ist die Idee eines großen Haushaltes, welchem Gott als Vater vorsteht, dem wir als Kinder angehören. Christus hat diese schöne Idee gefaßt, und ins Leben eingeführt. Die Welt ist keine Domaine, die nur Renten geben soll, die nur Sclaven, um des Besitzers willen, nährt; sie ist ein Haus, in welchem der Hausvater für seine Kinder lebt. Er begehrt nichts für sich, wirkt nichts für sich — alles für die große Familie. In dieser herrlichen Idee liegt alles, was Gott uns ist, was wir ihm seyn sollen.

Gott ist Vater, darinne liegt ein dreifaches wohlthätiges Verhältniß zu dem Geschlechte, dem wir angehören, nämlich er ist Quelle des Lebens, er ist Erhalter und Versorger des Menschen, er ist Erzieher seiner Kinder. Die Welt ist ihm demnach Werk seiner Macht, Schauplatz seiner Thätigkeit, und insbesondere die Schule für seine Zöglinge. Zu einem väterlichen Geschäfte gehört auch ein väterlicher Sinn, welcher immer das

Glück der Kinder im Auge habend lockt und treibt zu dem was Noth ist, abmahnt und abhält von dem, was schaden könnte, immer geleitet von dem Bewußtseyn des Zwecks, der Kenntniß der Mittel, und der Beschaffenheit der Zöglinge. Wie herrlich Christus diese Idee aufgefaßt hat, liegt am deutlichsten in dem Gleichnisse vom verlornen Sohne, in welchem der nachgiebige, schonende, verzeihende väterliche Sinn, der keines seiner Kinder fallen läßt, mit liebenswürdiger Klarheit das Herz anspricht. Dieser allvollkommene Vater ist Quelle aller guten Gaben; giebt doch schon der leibliche Vater Gutes, wie vielmehr der mächtigste, der weiseste, der beßte? — Verstößt doch schon der leibliche Vater kein Kind, welches sich nicht selbst von ihm losreißt, ja er nimmt auch das verirrte wieder auf; wie vielmehr der, welcher der Inbegriff aller Güte ist? —

Ist Gott Vater, so sind wir Kinder in seinem Hause, die er schuf, nährt, erzieht; und daraus ergiebt sich denn auch unser ganzes Verhalten gegen ihn, es besteht nämlich darinne, daß wir seyn sollen gute Kinder des beßten Vaters. Diesen

kindlichen Sinn nennt die Schrift πίςις (von πείθω ich gehorche) welchem Worte das lateinische pietas völlig entspricht. Luther hat es etwas unverständlich durch „Glaube" übersetzt, was zu einem Mißverständniß Anlaß gegeben hat, dem auch unsere Gegner huldigen. Sie finden nämlich in dem Glauben nur ein unbedingtes Hingeben an Gottes Gnade, ein Hoffen auf eine unverdiente Seeligkeit, welches mit der Erlangung des Gehofften gekrönt werden soll. Diese Vorstellung ist zu weit, und zu enge. Zu weit, indem sie in den Begriff der πίςις die Ergreifung eines fremden Verdienstes aufnimmt, das nur in der Erregung der πίςις sich bewährt hat; zu enge, indem sie die anderweiten Aeußerungen des kindlichen Sinnes davon ausschließt, und höchstens als corrolaria mit demselben verknüpft. Zu dem kindlichen Sinne (πίςις, pietas) gehört nämlich dreierlei, erstens eine kindliche Ehrerbietung, die nichts Größeres und Besseres kennt, als den Vater, und daher ihn über alle Dinge fürchtet, d. h. verehrt; ein kindliches Vertrauen, das in ihm die Quelle alles Segens erblickt, und ihm mehr als allen andern Dingen sich hin-

giebt; eine kindliche Liebe, die dem Vater gern alles leistet, was ihm angenehm ist, ihm also mehr als allen andern Dingen folgt.

Dieser kindliche Sinn ist die wahre Lebensquelle, wer aus derselben trinkt, wird — muß genesen. Alle Tugenden sind darinne umschlossen, alle Seligkeiten sind darinne enthalten; mit andern Worten: er ist die moralische Bestimmung des Menschen.

Nun lassen Sie uns, lieber Freund, einen Schritt weiter gehn, und diese moralische Bestimmung des Menschen mit seiner moralischen Natur, wie ich sie oben im dritten Briefe gezeichnet habe, in Verbindung setzen, so wird das Resultat seyn die moralische Weltansicht, nach welcher sie ist eine Erziehungsanstalt, d. h. eine Anstalt zur Veredlung der menschlichen Natur, dem Zwecke und Willen Gottes gemäß. Der menschliche freie Wille soll sich hier unterwerfen dem freien Willen eines höhern Wesens, und zwar im Vertrauen auf die höhere Weisheit und Güte. Die Sittenlehre, die dem natürlichen Menschen nur aus

dem eignem Innern anspricht, kömmt hier von außen als Gesetz, wird also, wiewohl sie mit der natürlichen ganz übereinstimmt, eine positive, und weil der Gesetzgeber die Gottheit selbst ist, eine religiöse. Hier stehen wir nun auf dem Standpuncte des Christenthums, dessen Wahlspruch ist: „Es ist der Wille Gottes eure Heiligung!" d. h. du sollst die höchste Menschenwürde (besonnene Liebe) erstreben, weil — Gott es will. Ein stetes Fortschreiten zu diesem Ziele bewirkt Gott durch ausgesetzte Belohnungen; das Rückwärtsgehen bedroht er mit Strafe; beides aber, Lohn und Strafe, sind ihm nicht Zwecke, und sollen es uns nicht seyn, sondern nur Reizmittel zum eigentlichen Zwecke — sittliche Veredlung. Hieraus ergiebt sich denn auch der Werth oder Unwerth menschlicher Handlungen, welcher in der That nichtig ist, denn nicht der äußere Mensch und sein Thun, sondern der innere Sinn kann, soll sich bilden, veredeln, soll seinem Verhältniß zu Gott sich gemäßer gestalten. Die πιϛις ist es also, welche Gott begehrt, und welche uns vor ihn gerecht macht, wo diese πιϛις ist, da macht Gottes Vaterliebe (seine freie Gnade) gerecht;

nicht aber um der Werke willen, die oft auch aus falscher Quelle fließen können. Doch werden, wo die πιςις ist, auch die Werke nicht fehlen, sie sind eine nothwendige Folge, denn wo eine Quelle ist, wird ein Bach entstehen, doch ist nicht der Bach, der unfreiwillig fortströmende, die Quelle, die ausströmende ist zu rühmen.

Ein solcher kindlicher Sinn, und daraus nothwendig hervorgehender, Gott wohlgefälliger, Wandel würde nun auch ungezweifelt bei allen Menschen eintreten, wenn nicht dem Willen Gottes, welcher zusammenfällt mit der eignen innern Gesetzgebung, ein Gegengewicht in dem Menschen selbst entgegenwirkte; — seine Lust, d. h. der Reiz des Fleisches, das böse Princip in der sittlichen Welt. Die Schrift nennt diesen Gegenreiz die Versuchung, und den Versucher den Teufel. Was sie aber unter diesen Versucher verstehe, daß nicht ein in Persönlichkeit gekleidetes höheres Wesen, das Urbild der Unsittlichkeit, sondern nur die eigne Regung darunter zu verstehen sey, darüber erklärt sie sich selbst authentisch durch den Mund des Apostels Jacobus, der uns sagt: Ein jeder wird ver-

sucht, wenn er von seiner eignen Lust gereizet und gelocket wird; und lehrt uns in einer andern Stelle den Versuchungen die πιςις entgegensetzen. Doch ist nicht zu leugnen, daß, wie der erste Adam den Versuchungen unterlag, so auch alle Adamskinder insgesammt den Versuchungen nicht nur ausgesetzt sind, sondern auch alle mehr oder weniger unterliegen. Daher die Sünde in der Welt, welche entsteht, wenn die Lust empfangen hat. Sie ist der Leute Verderben, denn sie entfremdet von dem Leben aus Gott, sie ist eine Ausgeburt der bösen Lust, und geht über in verderbliche Handlungen. Die Sünde ist also der Zustand des Menschen, wo der Versucher die Oberhand gewonnen hat über Gott, sie ist das Gegentheil der πιςις; wie nun die πιςις in gute, so bricht sie in böse Handlungen aus, die aber eben so wie jene, nur als Zeichen des innern Sinnes sittlich gewürdigt werden können. Hierin, lieber Freund, irren also unsere Gegner, wenn sie die Lust den innern Sinnenreiz schon zur Sünde machen, sie verwechseln die Mutter mit der Tochter. Die Mutter ist mit der menschli-

chen Natur innig verwebt, und unschädlich, so lange sie unfruchtbar bleibt, nur wenn sie mit der Freiheit sich vermählt und empfängt, so gebiert sie das Böse, welches in seinem Gefolge den Tod hat. Aber diese Tochter der Lust, die Sünde, ist nicht eine, oder einige Handlungen, sie ist ein innerer Zustand, ein Verleugnen des kindlichen Sinnes, die Quelle alles Bösen.

Diese einzig richtige Ansicht bezeichnet nun auch den Wirkungskreis des Predigtamts noch genauer, als ich es oben aus dem Gesichtspuncte der natürlichen Sittenlehre vermochte, nämlich seine Aufgabe wird hier *Belebung der πιςις*, und *Niederschlagung der Sünde*, nicht die einzelne Tugend, sondern den Tugendsinn, d. h. die Willigkeit Gott zu gehorchen sucht es; nicht das einzelne Laster, sondern den Lastersinn, d. h. den Ungehorsam gegen Gott bestreitet es. Einzelne Tugenden und Laster sind ihm bloß Vorwurf, in sofern sie den innern Sinn beurkunden. Alles aber steht hier unter dem religiösen Gesichtspuncte, d. h. in Beziehung auf Gott; der Refrain jeder Predigt heißt nicht im Allgemeinen: „*du sollst!*“ sondern:

„Gott will es!“ und der Wiederhall im Herzen nicht bloß: „ich will!“ sondern: „ich folge Gott!“

Um aber diesen Zweck — den kindlichen Sinn — ganz zu erreichen, hat uns das Christenthum ein besonderes Mittel dargeboten in der Person Jesu Christi, dessen Werth und Bedeutung der folgende Brief näher bezeichnen soll.

Sechster Brief.

Viel, sehr viel, l. Fr., kommt darauf an, daß die Gegner mit uns einig werden über die Absicht und Person dessen, der unserer Religionstheorie Seyn und Namen gab. Sehen wir deshalb hinweg von den zahllosen dogmatischen Bestimmungen, die seit Arius und Athanasius durch alle christliche Zeiten herab über seine Entstehung, Natur, Schicksale, Einwirkung und Verhältnisse gesagt, gesetzt, bestritten worden sind, und von welchen die Dogmengeschichte, jenes Irrenhaus menschlicher Ideen, übervoll ist, und bleiben einzig bei den Aussprüchen der Schrift, so

scheint

scheint mir es gar nicht so dunkel, und schwer zu seyn, was uns von Christo dünken soll. Zuerst möchte es nützen zu fragen: „was er wollte?" und dann erst: „was er war?" indem hier in der That das Urtheil über seine Persönlichkeit von dem über seine Bestimmung abhängig, auch Ersteres in weiterer Darlegung, Letzteres nur in Namen gegeben ist, die nur durch das Erstere ihre Bedeutung erhalten.

Also was sollte, was wollte Christus auf Erden? oder, da sein Sollen und Wollen bei ihm auch zur erfolgreichen That wurde, „was leistete Christus auf Erden?" Er befreiete das Menschengeschlecht von jener Religion der Furcht, wo man sich Gott als Despoten dachte, und damit zugleich von dem Wahne, daß der Mensch allein durch die ängstliche Erfüllung eines drückenden Gesetzes vor Gott gerecht werden könne; und gab uns dagegen die πιστιν, d. h. die Religion, die Gott als Vater ehrt, und den Menschen die Kindschaft schenkt; es war also sein Zweck und Wirken, die richtigere Bestimmung des Verhältnisses der Menschen zu Gott; die Schrift nennt es die Abschlie-

ßung eines neuen Bundes. Sein Geschäft war also theils abrogirend, theils constituirend. Aufgehoben wurde durch ihn das Gesetz, d. h. der früher bestandene Bund mit Gott, den Moses abgeschlossen hatte, nach welchem die Menschheit, die daran Theil nahm, sich der Oberherrschaft Gottes unterwarf, und für verheißenen Schutz treue Erfüllung eines gegebenen Gesetzes angelobte. Christus war dieses Gesetzes Ende, und hat uns erlöset von dem Fluche dieses Gesetzes. Daher auch das Bundeszeichen (die Beschneidung) zugleich mit dem Bunde wegfallen mußte, und Paulus versichert: „wenn ihr euch beschneiden lasset, (euch dem Gesetze freiwillig unterwerft) so ist die Erscheinung Christi (des Befreiers) euch nicht von Nutzen gewesen.“ Diese Erlösung aus dem Bunde Mosis war aber nicht leicht, sie kostete ihm sein Blut und Leben, weil man ihn für einen Apostaten, für einen Rebellen gegen den gefürchteten Oberherrn, für einen Bundbrüchigen hielt, und ihn deßhalb Gott zum Opfer brachte. So ward er ein Fluch für uns! An die Stelle des aufgehobenen ersten Bundes setzte

er aber zugleich einen neuen, nämlich den Bund der christlichen πιςις, oder desjenigen Verhältnisses zu Gott, wo Gott als Vater von seinen Kindern mit Vertrauen und Liebe verehrt wird. Aus Knechten Gottes wurden wir Kinder. So bezeugt die Schrift: „Gott habe ihn selbst dem Gesetze unterworfen, auf daß er alle die unter dem Gesetze waren, erlösen, und wir die Kindschaft empfangen sollten.“ Diesen heiligen Zweck auch wirklich durchgeführt zu haben legt Johannes Christo bei, denn, spricht er: „denen, die ihn aufnahmen, denen gab er Macht Gottes Kinder zu werden, wenn sie auf seinen Namen (auf seine Auctorität) glaubeten, d. h. den kindlichen Sinn annahmen. So spricht auch Paulus: Wir sind nun alle Gottes Kinder durch die auf Christi Auctorität angenommene πιςις. Die πιςις also ist das neue Testament, das Jesus mit seinem Blute versiegelt hat; er ist und heißt daher der Mittler (der Vermittler) des neuen Testaments, so wie Moses der Mittler des alten Testaments war. Er heißt Anfänger

und Vollender (suasor et auctor, Lehrer und Vorbild) der πιςις, weil er dieses neue schönere Verhältniß der Menschen zu Gott nicht nur lehrte, sondern auch selbst im Leben es bewährte. Daher heißt er auch der erstgeborne (μονογενης, der einzige, weil der erste immer allein ist, bis ein zweiter geboren wird.) Gottessohn, weil er den kindlichen Geist zuerst, und am vollkommensten sich aneignete, der erste unter seinen Brüdern wurde, den sich Gott gleichsam selbst auf eine außerordentliche Weise gezeugt, d. h. mit dem er den Bund der πιςις geschlossen, die Adoption vollzogen hat, nach welcher er Vater ist, wir Kinder sind, und Christus das erste. Daher schreibt ihm auch die Schrift, dem Bilde treu bleibend, das Recht der Erstgeburt zu, nach welchem der erstgeborne Sohn des Morgenländers Theil nahm am Hausregimente, und der Stellvertreter des Vaters war. So ist auch Christus das Haupt der Gemeine, er sitzet zur Rechten des Vaters, d. h. er ist der nächste bei Gott, im vorzüglichen Besitze seiner Liebe, und daher im Stande, auch den andern nachgebornen

Kindern die väterlichen Liebes- und Gunstbezeugungen zuzuwenden. So ist er das Band zwischen uns und Gott, der Versöhner, der die Abgewichenen zu Gott zurückführt, und ihnen also Gnade und Leben verschafft.

Diese hohe Wirksamkeit und Würde war aber nicht eine vergängliche, er ist bei uns alle Tage, bis an der Welt Ende; denn er stiftete eine Kirche, in welcher sein Geist die πιςις durch Wort und heilige Gebräuche fortwährend erhält und mehrt; und deswegen hat er etliche zu Aposteln gesetzt, etliche zu Propheten, etliche zu Evangelisten, etliche zu Hirten und Lehrern, daß die Heiligen zugerichtet werden zum Werk des Amts, dadurch der Leib Christi erbaut werde, bis daß wir alle hinankommen zu einerlei πιςις, und vollkommen darinne werden nach dem Vorbilde Christi. Deutlicher kann es nicht gesagt werden, was die Kirche Christi, und das in ihr geordnete Predigtamt soll, nämlich sie sollen den Menschen emporheben zu der vollkommenen πιςις, wie sie Christus gelehrt und geübt hat; so, daß der Mensch

endlich mit Paulus sagen kann: „ich lebe zwar, aber doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir. So ist also das stete Thema des christlichen Predigers nur das: Gott ist Vater, ihr seyd Kinder. Er handelt mit euch als Vater gebend, leitend, sorgend, verzeihend; werdet ihr wie gute Kinder, die ihren Vater ehren, lieben und ihm vertrauen. Daß Gott Vater ist, — ist unsere Glaubenslehre; daß wir Kinder seyn sollen, — ist unsere Pflichtenlehre. Das Kind ist aber von seinem Vater geliebt, geduldet, nicht um seiner einzelnen Handlungen, sondern um des Sinnes willen, aus dem sie hervorgehen. Daher wird der Mensch gerecht vor Gott nicht durch seine Werke, sondern durch den Glauben; denn jene Werke werden nie ganz vollkommen seyn, selbst bei dem beßten Willen. Unsere Gerechtigkeit (Rechtfertigung, Vergebung der Sünde) kömmt daher immer aus Gottes Gnade, (seiner väterlichen Liebe) die er uns wegen unsers kindlichen Sinnes, den wir nach Christi Lehre und Beispiel (auf seinen Namen, d. h. seine Auctorität) annahmen, gern und immer bewährt. Die Beförderungsmittel dieser πιςις

sind aber theils das lebendige Wort, in welchem Christi Belehrung der Gemeine wiederholt, erklärt, erläutert wird, so, daß Gottes Vaterliebe, und unser kindlicher Geist immer mehr begriffen, im Herzen festgehalten, und zur Leitung des Lebens angewendet werden; theils die heiligen Gebräuche, die als äußere sinnliche Denkzeichen unseres Verhältnisses zu Gott den innern Sinn für dieses Verhältniß stimmen und beleben sollen. Sie sollen zunächst das Gemüth aufregen, so wie das Wort zunächst den Verstand ansprechen soll. So besteht eine christliche Gottesverehrung, bestimmt und geeignet zur Erhaltung und Belebung der πιςις. Hierin liegt nun aber auch zugleich die Verpflichtung zur Theilnahme an dieser Anstalt, daß wir nicht verlassen unsere Versammlung, wie etliche pflegen, sey es aus Gleichgültigkeit (was eine höchst stolze Anmaßung ist, die sich vermißt schon zu seyn, was wir erst werden sollen) oder sey es, daß man sich eigne Wege wählt. (was nichts anders ist, als Christenthum meistern wollen) Beide Arten der Absonderung sind unchristlich, denn wir sollen uns nicht dünken lassen, daß

wir etwas wüßten, außer Christo, der in seiner Gemeinde, wo zwei oder drei versammelt sind, gegenwärtig seyn, und in Wort und Gebrauch seinen Geist wirken lassen will. Einen andern Grund soll Niemand legen, als der gelegt ist, nämlich Christus; was nun aber jeder für sich darauf bauet, sey es Gold, oder Heu und Stoppeln — das wird der Tag klar machen. Jetzt aber soll Niemand das Unkraut ausjäten wollen, damit nicht der Weizen zugleich mit verderbt werde.

Dieß, l. Frd., die Grundlage, auf der wir fest beharren müssen, wenn wir mit den Gegnern, und sie mit uns zu einem dauerhaften Frieden gelangen wollen. Sind sie mit uns übereingekommen über das Wesen der menschlichen Natur, über Gott, über unser Verhältniß zu ihm; haben sie die Bestimmung und Würde Christi mit uns erkannt, und den Zweck seiner Kirche begriffen; so kann es nicht fehlen, daß sie das Predigtamt, sein Wesen und Ziel, richtig beurtheilen, den Menschen so unvollkommen er ist, billiger schätzen, eine Absonderung verschmähen, die zum Un-

christenthume führt, und bescheiden sich in den Gang und die Ordnung der Dinge fügen, die nicht ohne Zulassung und Mitwirkung des großen Familienvaters eben so ist, wie sie ist.

Ueber das Ende unsers Glaubens und Lebens, nämlich die Seligkeit, die jenseits unserer wartet, bedarf es keiner nähern Verständigung; wir sind einig. Wir glauben alle eine Fortdauer nach dem Tode, und einen ungleichen Zustand, je nachdem wir waren und handelten im Leben. Christus wird richten, d. h. sein Geist, der von ihm gepredigte und vorgebildete kindliche Sinn, wird den Maßstab abgeben, wie nahe oder fern wir von dem ewigguten Vater stehen. Nur über die Beschaffenheit jenes Zustandes können verschiedene Vorstellungen, oder vielmehr nur Ahnungen und Vorgefühle statt finden. Mag sich aber auch der eine ein tausendjähriges Reich, der andere ein Fegefeuer, der dritte Mahoms Paradieß, der vierte Epicurs Götterfreuden, mag sich jeder denken was er will — wir wollen nichts bestimmen über das, was noch in keines Menschen Herz gekommen ist, sondern uns bescheiden hinter unsere Ungewißheit zurückziehen. Nur die grobsinnlichen

Vorstellungen hat das Christenthum ausgeschlossen, indem es uns sagt: „das Reich Gottes sei nicht Essen und Trinken, sondern Friede und Freude in den heiligen Geist“ und dort würden die Menschen weder freien noch sich freien lassen, sondern seyn wie die Engel Gottes.“ Aber wie sind nun die Engel Gottes? — Heilig, selig! — wodurch und wie, das wissen wir nicht. Auch den Ort, wenn es eines solchen bedarf, wo wir seyn werden, kennen wir nicht. Ob wir auf einem andern Sterne wohnen, ob wir hienieden die Unsrigen als begleitende Genien umschweben werden — genug — in dem Vaterhause sind viele Wohnungen, und Christus hat uns eine Stätte bereitet, wo wir seyn sollen, wo er ist. Doch nicht wir allein, sondern viele werden kommen vom Morgen und vom Abend. und mit Abraham, Isaak und Jacob im Himmelreich sitzen. Also den Himmel verschließen wir Niemanden, doch muß er durch die πιςις erworben seyn. Diese πιςις aber haben Viele, die sich auch äußerlich nicht zur Kirche Jesu bekennen; schon

Abraham hatte sie, (Röm. 4, 3.) und dieß wurde ihm zur Gerechtigkeit gerechnet. Und wenn diejenigen, welche die πιςις haben, allein die wahre unsichtbare Kirche ausmachen, so ist es in diesem Sinne, aber auch nur in diesem, wahr, daß außer der Kirche kein Heil.

Siebenter Brief.

So hätte ich Ihnen nun, l. Fr., die Hauptpuncte insgesammt angedeutet, auf welchen das Christenthum beruht, und welche zugleich die einzige Basis ausmachen, auf welche wir einen dauerhaften Frieden mit allen — also auch mit unsern neuesten Gegnern gründen mögen. Doch ehe ich diesen Briefwechsel abbreche, liegt mir noch eine Frage am Herzen, über welche ich mich gegen Sie aussprechen muß, nämlich die: Wie hat sich nun das Predigtamt gegen die zu benehmen, die von uns abweichen; wie sie für die heilsame Lehre zu gewinnen? Wenn ein großer Theil der Unsrigen meint, man solle sich gar nicht um sie bekümmern,

und, auf seinem Wege fortgehend, sich nach ihnen gar nicht umsehen, indem es nur eine ephemere Zeiterscheinung sei, die, wenn man sie nicht durch Anfechtungen nähre, bald in sich selbst zerfallen werde; so mögen sie allerdings so ganz Unrecht nicht haben. Jedes Ding in der Welt bekömmt einen um so größern Werth, um so größer die Aufmerksamkeit ist, die man ihm widmet; und das Unbeachtete geht eben dadurch unter, daß es unbeachtet blieb. Wohl mag daher oft das Nichtbeachten das kräftigste Mittel seyn, das zu vernichten, was wir nicht gern sehen; und auf alle Fälle würde eine zu große Aufmerksamkeit uns in den Verdacht bringen, als ob wir mit Furcht und Aengstlichkeit auf eine Zeiterscheinung hinblickten, die zur Erregung solcher Gefühle bis jetzt keinesweges geeignet scheint.

Gleichwohl giebt es doch gar viele Fälle, wo ein solches Unbeachtetlassen nicht mehr möglich ist. Sie selbst, l. Fr., sind schon in einem solchen. Wo sich schon ganze Gesellschaften bilden, die sich eigne Wege wählen; wo Einzelne hervortreten, und durch Wort und Schrift sich zu Lehrern solcher Afterge-

meinden aufwerfen; wo man dem Prediger selbst Glaubensbekenntnisse mittheilt, und verlangt, daß er sich selbst in seinen öffentlichen Vorträgen denselben anbequemen soll; wo eine unverhohlne Proselytenmacherei die Anhänger solcher Grundsätze fortwährend zu mehren sucht, und mehrt; wo dadurch endlich zu fürchten ist, daß der geistliche Stolz, die gefährliche Frömmelei, der entehrende Vernunfthaß immer mehr um sich greifen, und einen unheilbringenden Separatismus herbeiführen werde — da, da meine ich, muß wohl der Prediger Kenntniß nehmen von dem, was auf den Dächern gepredigt, und ihm aufgedrungen wird; er ist es seiner eignen Ehre, er ist es seinem Stande, der Kirche, der er dient, seinem ganzen Berufe schuldig.

Aber wie, das ist nun die Hauptfrage, kann, wie soll das geschehen? Die Zeit ist, Gott sey Dank, vorüber, in der man den Irrenden mit Feuer und Schwerd verfolgte; wir fühlen, wie weise, wie gut es ist dem Apostel zu folgen, der uns gebietet: den Irrenden weiset zurecht mit sanfmüthigem Geiste, die ihr geistlich seyd. Durch Belehrungen also, sanft-

müthige, eindringende Hinweisungen auf die klaren Aussprüche der Vernunft und Schrift, durch Entwickelung und Aufdeckung der Quellen, aus welchen der Irrthum fließt, und — wenn das Alles nicht frommt — durch Tragen und Dulden dessen, was wir zu ändern nicht vermögen, wird sich der christliche Geist am beßten bewähren. Die Belehrungen sind aber theils öffentliche, theils private. Zunächst und vorzüglich liegen nur jene dem Prediger ob. Der Tempel des Herrn ist nämlich der ganz eigentliche Schauplatz unserer Wirksamkeit, unser Amtslokal. Hier, wo uns die amtliche Auctorität umkleidet, wo alles unsern Zweck fördert, wo der fromme Hörer vorbereitet und erwartend eintritt, wo wir im erhebenden Gefühle unsers Berufs, des Geistes voll, mit höherer Weihe und Salbung sprechen; hier dürfen wir mit viel größerer Zuversicht erwarten, daß das Wort aus vollem Herzen sich den Eingang zu den Herzen der Hörer bahnen werde. Hier, wo kein Widerspuch uns entgegentönen darf, lassen Sie uns getrost reden, und nicht schweigen; im Geiste Christi gewaltig predigen, nicht nach dem ihnen die

Ohren jucken, sondern wie es sich ziemt nach der heilsamen Lehre; doch, es versteht sich wohl von selbst, nicht sowohl kämpfend gegen das, was draußen ist, als vielmehr erläuternd, verbreitend, festhaltend das, was in uns ist; mehr die Wahrheit begründend, als den Irrthum anfechtend, indem wenn jene feststeht, dieser von selbst fallen muß. Ueberhaupt, darüber sind Sie gewiß mit mir einverstanden, gehört ja die Polemik nicht auf die Kanzel, wohin nur das Klare, Einleuchtende, Praktische in thesi gehört, ohne die antithesis hervorzuziehen, welche der gelehrten Untersuchung anheim gestellt bleiben möge. Am allerwenigsten ziemt die Polemik dem Predigtstuhle, wenn sie einen gehässigen, persönlichen Charakter annimmt, welcher mit der Liebe streitet, die auch im Predigtamte des Gesetzes Erfüllung ist. Dadurch wird jedoch keinesweges ausgeschlossen, diejenigen Gegenstände, welche jetzt in Frage sind, besonders und öfterer herauszuheben; vielmehr liegt das gar sehr in der Pastoralklugheit, welche sich überall nach Zeit und Umständen bequemt, und daher auch ort- und zeitgemäß predigt. Solche Gegenstände dürften nun

seyn, die unveräußerlichen Rechte der Vernunft, namentlich auch in Beziehung auf die Schrift; die moralische Natur des Menschen, so wie seine Bestimmung; die Heilsordnung, nach welcher der Mensch gerecht und seelig wird; die Wirkung des Gebetes; der Werth der besondern Andachtsübungen; der Wunderglaube und die Geheimnißkrämerei, so wie alles, was dem Aberglauben oder dem Unglauben die Hände bietet, oder entgegensteht. In diesem Felde möge der besonnene Prediger unserer Zeit seine Thätigkeit vorzüglich bewähren, doch überall im Bezug auf das Sollen und Wollen der Menschen, damit ein christlicher Wandel, als die schöne und herrliche Frucht des Predigtamts hervorsprosse, und Wort und That von dem guten Geiste Zeugniß gebe, der in uns wohnt.

Weit weniger günstig, so wohl subjective für unsere Würde und Personen, als objective für den Erfolg sind Privatbelehrungen, wohin ich alle die rechne, die außer dem Hause des Herrn, in kleinern oder größern Cirkeln gesucht oder gegeben werden.

Das habe ich Ihnen wenigstens nicht zu sagen, daß eine Theilnahme an den besondern

Erbauungsconventikeln, die man hie und da jetzt wieder liebt und hält, dem Prediger nie und nirgends ziemt. Man hat eine solche Theilnahme damit entschuldigen wollen, daß ja der Prediger es dadurch in seine Gewalt bekomme, die Andachtsübung zu leiten, die üppigen Auswüchse abzuschneiden, und ihnen den Stempel ächter Religiosität aufzudrücken. Aber, fragen wir, ist hiezu die Kirche nicht schon hinreichend? Verräth eine solche Privaterbauungssucht nicht schon einen geistlichen Stolz, der sich von der Menge absondern will? Darf der Prediger, der Allen angehört, der Eigenthümlichkeit Einzelner sich so anschließen, daß er in den Verdacht gerathen kann, er gehöre selbst nicht der großen Gemeinde, sondern den Separaten an? Nein; hingehen zu denen, die sich besser dünken, frömmeln mit den Frömmelnden — das soll der Prediger nicht. Er setzt sich sonst in eine Klasse mit den Erleuchteten, Hellsehern, die, ihre Ungelahrtheit sich zum Ruhme rechnend, Unsinn predigen, und doch meinen, sie thuen Gott einen Dienst daran. Wie will er dann widerstehen, wenn andere ihm kräftig widersprechen und versichern, der Geist

habe es ihnen so gegeben? Wie wird er die Würde seines Amtes behaupten, wenn die überfließende Entzückung der Hörer eine Gleichstellung Aller herbeiführt, und die Thorheit sich als göttliche Weisheit geltend machen will? —

Aber auch ungesucht bieten sich wohl Gelegenheiten dar zu hören und zu reden von Dingen, die nur im Tempel mit geziemender Würde behandelt werden können; in größern und kleinern Gesellschaften, wie sie Geselligkeit und Verhältnisse veranlassen, können sie Gegenstand der Unterhaltung werden; wie hat sich dann der Prediger zu nehmen?

In der größern, gemischten Gesellschaft finde ich es immer unanständig, religiöse Gegenstände zu behandeln, weil es da höchste Gefahr ist, sie zu profaniren. Eine große Menge Religionsspöttereien, so wie Anzüglichkeiten und Satyren gegen den geistlichen Stand sind daraus hervorgegangen, daß manche Prediger unklug ihren Beruf in der für andere Zwecke versammelten Gesellschaft zur Schau trugen, und sich als Prediger geltend machen wollten, wo sie nur als Menschen, versteht sich mit menschlich ausgezeichnetem Anstande und Sitte, erscheinen sollten. Al-

so — auch hier: „Alles zu seiner Zeit!“ Selbst da, wo mehrere Glieder unsers Standes, jedoch vermischt mit andern Standesgenossen, im geselligen Kreise zusammenkommen, ist es mindestens unschicklich, oft nachtheilig, amtliche Gegenstände der Unterhaltung unterzulegen; die im gemeinen Leben sich am besten um gemeine Dinge dreht.

Vermeiden — abbrechen — abweisen was nicht hierher gehört; das ist jedem Prediger nicht nur anzurathen, sondern sogar zur amtlichen Pflicht zu machen.

Etwas anders ist es im kleinen zutraulichen Kreise, wo die Gefahr der Lästerung und des Spottes nicht statt findet, wo der Widerspruch kein Aergerniß geben kann, wo eine eindringende, freundliche, liebevolle Beredung und Zurechtweisung allerdings möglich ist; da, meine ich, kann, da soll der Prediger sich nicht entziehen. Doch findet auch hier ein Unterschied statt, begründet durch die Regel: der Prediger soll sich nicht aufdringen, sondern sich suchen lassen. Der unkluge Amtseifer hat auch hierinne oft gefehlt, daß er sich in die Häuser in die Familien eindrängte, und es gab eine

Zeit, wo man die Hausbesuche zu der besondern Seelsorge rechnete, die dem Prediger obliege. Diese Zeit ist vorüber. Weder als Glaubensprediger, noch als Sittenrichter, weder als Gewissensrath noch als Aufseher soll der Prediger in die Familiencirkel unaufgefordert eintreten. Diese Seelsorge wollen wir den Glaubensvätern der römischen Kirche und ihren Jesuiten überlassen, die mönchisch umher schleichen, um ihre Herrschaft über die Gewissen zu begründen und zu wahren, nicht um das sittliche Leben der Anvertrauten zu fördern. So will es protestantische Sitte nicht; sondern der evangelische Prediger läßt sich suchen, er wirft die Perlen nicht vor die Säue. Aber zugänglich muß er seinen Pfarrkindern bleiben. Nächst der Kirche, dem Beichtstuhle, dem Krankenbette ist es namentlich das Studierzimmer des Predigers, wo er den Belehrung suchenden, den Betrübten und Angefochtenen immer zu Diensten seyn soll. Hier ist er nicht nur in seinem Hause, sondern gewissermaßen an geheiligter Stätte. Hier ist ja die Offizin, von wo seine geistigen Arbeiten für die Gemeinde ausgehen; hier umgeben ihn die Geister der Glau-

bensverwandten alter und neuer Zeit; hier liegen Bibel und Liederbuch auf den durch gemeinen Gebrauch nicht entweihten Tische. — Es ist ein ernsteres, amtliches Plätzchen! Hierher mögen kommen, die mit uns besonders sprechen wollen; sie werden uns gerüstet finden zur Belehrung, zur Strafe, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit.

Und so nehmen Sie denn, l. Fr., diese wohlgemeinten Mittheilungen auch wohlmeinend auf. Es galt hier nicht Ihnen eine Belehrung zu geben, deren Sie nicht bedürfen, sondern vielmehr nur mit Ihnen zu berathen, wie für die Kirche Jesu, für unser Amt, für das Heil der uns anvertrauten Seelen in dieser Zeit, und bei jetzigen Verhältnissen gewacht und gewirkt werden könne und solle.

Nicht ganz leicht erscheint mir die Aufgabe; aber nicht unmöglich, wenn Kraft und Eifer sich einigen für das Eine, was noth ist. Lassen Sie uns nur getrost dem Nachwandeln, der sich das Licht der Welt nennen durfte; lassen Sie uns gewaltig predigen, und nicht wie die Pharisäer, die sonst und jetzt nur eine Scheinfrömmigkeit beabsichtigten; lassen Sie uns einen guten

Kampf kämpfen, und die πίστιν bewahren, so wird die Krone der Gerechtigkeit nicht fehlen, die der Erzhirte einst allen ertheilen wird, die seine Erscheinung lieb haben.

Die Zeit ist hoher Bedeutung voll; ein eigner böser Geist geht umher, und sucht zu verschlingen, wen er fassen kann. Unglaube und Aberglaube, beides seine Kinder, bieten sich freundlich die Hände, aber wir widerstehen fest im Glauben. Das Machtschildlein, das Licht und Recht, auf unsrer Brust soll nimmer verbleichen, die Zeit soll nicht kommen, wo keine Weisagung mehr in Israel gefunden würde; wir halten an Gott, und an uns; verleugnen ihn nicht, und werfen die Vernunft nicht weg; und so hoffen wir, daß wir selbst am bösen Tage Widerstand thun, alles wohl ausrichten, und das Feld behalten werden.

Dieß die unzerstörbare Hoffnung

Ihres Freundes,

Schwabe.

Predigtamt

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schwabe, Johann Friedrich Heinrich,

Briefe über das Verhalten des Predigtamts gegen die, welche Christum in der Wüste suchen

Neustadt a. d. Orla 1822

Polem. 2515 t
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10776485-6